

Emi Siao: Der Freischärler Wai Tu (Schluß)

Er erhob sich und wankte dem Hause zu. Plötzlich gerrsch ein furchtbarer Schrei die Stille. Wei Tu stürzte ins Haus. Im Zimmer seiner Tochter war es halbdunkel, er erblickte sie aber sofort — sie lag sonderbar verkrümmt auf dem Fußboden, die Arme wie gebrochene Flügel nach beiden Seiten ausgebreitet. Neben ihr lag eine mit Blut beschmierte Schere. Wei Tu beugte sich über den Körper Shen Chuas — an ihrem Hals strarrte ihm eine furchtbare blutige Wunde entgegen.

Eine Minute lang stand Wei Tu stumm über die Leiche gebückt da, gleichsam als hätte sich eine ungeheure Last auf seine Schultern gesenkt. Dann erinnerte er sich plötzlich:

„Man muß es dem alten Großvater sagen . . . Er hat die Enkelin so geliebt!“

Wei Tu trat in das benachbarte Zimmer. „Vater! Vater!“ rief er leise. Niemand antwortete. „Vater!“ wiederholte er nochmals.

Als er ein Streichholz anzündete, sah er den Leichnam seines Vaters. Er hing an einem Strick, dessen anderes Ende an einem Haken in der Decke befestigt war.

Wei Tu wandte sich zur Ahnentafel an der Wand:

„Ach, euer unwürdiger Nachkomme, habe es nicht verstanden, die Ehre des Geschlechtes zu wahren und es zur Blüte zu bringen. Ich werde aber auch mein Geschlecht nicht entehren: weder ich noch meine Söhne werden Sklaven der fremden Eroberer sein!“

Die Söhne schliefen . . . Wei Tu betrachtete eine Minute lang ihre schwach beleuchteten Gesichter.

In der elenden Hütte des „Bodennarbigen Wan“ war es eng und drückend heiß. Hier hatten sich die Führer der Aufständischen versammelt. Die Unzufriedenheit und Empörung der Bauern wuchs mit jedem Tage. Der Oberst ließ allerdings verkünden, daß er die Grundstücksdokumente nur zur Abstempelung einfordere, aber niemand glaubte ihm: die Bauern wußten, daß die japanischen Ansiedler den Versuch gemacht hatten, von den Ländereien der mandchurischen Bauern Besitz zu ergreifen und nur unter dem Druck der Freischärlertruppe ihren Raub im Stich lassen.

Das Erscheinen des Obersten und neue Gewalttaten der Japaner hatten die Empörung der Bauern noch mehr entfacht.

Die Lampe beleuchtete trübe die erregten schweißbedeckten Gesichter der Bauern. In der Ecke war das blasse, hagere Gesicht des Schulmeisters sichtbar; am Tische entwarf ein Student, in einem blauen, abgewetzten Kostüm, mit einem Pinsel über einen Papierfetzen fahrend, den gemeinsamen Aktionsplan.

Der Antrag des „Bodennarbigen Wan“, die versteckten Waffen auszugraben und das Land zu verteidigen, wurde von den Bauern einstimmig angenommen. Aber sowohl Wan wie der Lehrer und der Student wußten, daß sie einen Führer brauchten, der das Kriegshandwerk gut kannte.

Als der Lehrer den Namen Wei Tus nannte, schüttelte Wan zweifelnd den Kopf. Aber bevor er dem Lehrer antworten konnte, öffnete sich die Tür und ein Mann trat ins Zimmer. Seine Hände waren mit Blut beschmiert.

„Wei Tu, was hast du?“ fragte Wan leise.

Wei Tu musterte mit schweren, starren Blicken die Anwesenden. „Ich gehe mit euch!“ erklärte er mit fester Stimme.

„Das ist sehr gut, Wei Tu“, rief Wan hocherfreut. „Wir brauchen einen Mann, wie du einer bist!“

Der Lehrer, ein alter, zarter Mann, trat an Wei Tu heran und legte seine kleine, trockene Hand auf die Schulter dieses großen, kräftigen Menschen, der sichtlich von einem schweren Leid betroffen worden war.

„Du tust recht, Wei Tu“, sagte er leise. „Was wird aber mit deiner Familie?“

Wei Tu zuckte zusammen.

„Ich habe keine Familie mehr, Lehrer . . . Jetzt denke ich aber an eine andere, eine größere . . . Laßt uns keine Zeit verlieren.“

Der Oberst erwachte in mißlauniger Stimmung. Er wusch sich träge, schimpfte noch einmal den Dolmetscher aus, verbeugte sich dreimal vor dem Bilde des Kaisers und befahl, die Dorfältesten zu rufen.

Der Himmel war grau, mit schweren Schneewolken verhängt. Das Rinn in den Felz-

Träume der Nacht

Träume der Nacht! — Oh, selige Stunden,
Wenn uns die bunten Bilder umgankeln,
Wenn wir der Bürde des Tages entbunden,
Sanft in den Armen des Schlafes uns schaukeln!

Silberne Strahlen des Mondes erglänzen,
Zitternd und zuckend in glühenden Farben,
Funkelnd durch schlummernde Bäume und
Büsche,

Malend den Zauber der nächtlichen Farben.

In der bellemmonden Ruhe des Dunkels
Schlüpft unsre bange Seele aus engen,
Irdischen Banden in andere Sphären,
Lauschet entseffelt den seltsamsten Klängen.

Klängen aus unbekanntem Gefilden,
Fern, aus dem Lande der Märchen und Sagen,
Wundersam leise wir aufwärts schweben,
Leicht, wie auf wiegenden Flügeln getragen.

Durchsichtig klar, wie der See eines Waldes,
Wird dann die Seele in dieser geheimen
Stille der Nacht, — und die Lichter des Lebens
Spiegeln sich schimmernd in süßesten Träumen.

Träume der Nacht! — Ihr Boten des Friedens,
Rettende Engel aus Kampf und aus Kummer!
Euch begrüß' ich als Tröster und Freunde!
Seid mir willkommen in nächtlichem Schlummer.

Fritz Weinmann.

tragen gedrückt, trat der Oberst auf die Treppe hinaus. Der große Hof des Tempels war überfüllt. Links und rechts von der Freitreppe hatten sich die japanischen und die mandchurischen Soldaten aufgestellt. Vor der Treppe standen einige Dorfälteste. Sie verbeugten sich stumm vor dem Obersten. Hinter ihnen drängten sich die Bauern. Die Gesichter der Bauern waren ernst und finster.

Der Oberst hob den Kopf. Mühsam nach Worten suchend und gegen den Wind ankämpfend, begann er:

„Es ist mir bekannt, daß Ihr Waffen versteckt habt . . .“

Er sprach nicht zu Ende, da eine atemlos herbeieilende Ordonnanz ihn unterbrach:

„Herr Oberst, aus dem Walde ist ein Trupp Banditen im Anmarsch!“

Das volle, aufgedunsene Gesicht des Obersten zuckte zusammen. Er ließ seine Augen über den Hof schweifen. Die Dorfältesten standen ebenso ruhig da wie zuvor und ihre Gesichter zeigten keine Erregung, aber hinter ihrem Rücken sah der Oberst zornige Gesichter, geballte Bauernfäuste und weiter auf der Straße schob sich eine riesige Menschenmenge heran.

Die Säbelscheide im Laufe festhaltend, eilte ein Offizier heran:

„Befehlen Herr Oberst, das Feuer zu eröffnen?“

„Dummkopf! Das wird die Sache nur noch verschlechtern!“

Die Dorfsügel krachten unter dem Anprall kräftiger Bauernkörper. Mit furchtbarem Geschrei, Piken, Gewehre, Aerte in der Luft schwingend, brachen die Bauern in den Hof ein.

Wan kämpfte in einer der ersten Reihen. Er operierte geschickt mit seinem Gewehrkolben. Die Bauern umringten die Japaner.

„Haut sie! Windet sie!“

Das dicke Gesicht des Obersten lief blank an und wurde dann weiß wie Kalk. Die kräftigen Fäuste der Bauern packten seinen aufgedunsenen, fetten Körper.

„Schildkröte!“

„Wollen sehen, wie du unser Land rauben wirst!“

„Uns töten? Uns ausplündern? Unsere Töchter vergewaltigen?“

Sekundenlang sah der Oberst die aufgerissenen, haßerfüllten Augen Wei Tus vor sich. Das war aber das Letzte, was er sah.

Ein alter Bauer hob den Gewehrkolben und ließ ihn auf den Schädel des Obersten niedersausen.

Am folgenden Morgen marschierten die Freischärler gegen die Stadt. An ihrer Spitze ritten Wan und Wei Tu. Ihre Gesichter waren finster und sorgenvoll.

Es war ein klarer, sonniger Morgen. Die Spitzen der Berggruppen röteten sich in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

(Aus dem Chinesischen von M. S. und A. S.)

Ein lohnender Trick

Von Oka

Zurück vom Ural nach Moskau, in die Stadt, in der wir über fünf Jahre gelebt haben. Als wir sie — 1935 — verließen (unser neuer Bestimmungsort war damals „Tajik“) ließen wir viel gute Freunde zurück. Fast keinen fanden wir wieder, Nachfragen wurden entweder achselzuckend abgewehrt oder mit einem „ne-jnau“ (weiß nicht) beantwortet. Und es waren doch frühere Freunde unserer Freunde, Mitarbeiter, ja sogar mancher Verwandte darunter. So verbrachten wir denn noch einige Monate ziemlich einsam in Moskau. Wieder umtoste uns der Alltag mit seinen kleinen und großen Sorgen. Den größten — der Broteinkauf. Wir hatten Sehnsucht, einmal wieder richtiges Brot zu essen, statt Semmel, die nur der zum Sattessen hat, der sie kaufen kann, das allerdings kann der russische Durchschnittsarbeiter nicht und mit ihm nun hieß es den „Kampf ums Brot“ (bekanntlich sind ja die Brotarten abgeschafft worden) aufzunehmen. Brot! das heißt mindestens drei Stunden im Brotmagazin Otschered (Schlange) stehen, Brot! das sind pro einkaufende Person zwei Kilogramm Brot! lehrt mich die verschiedenen Menschentypen, die in Moskau aus allen Teilen der Sowjetunion vertreten sind, beobachteten. Ich höre die fremdartig klingenden Laute der Tataren, sehe da und dort ein Kirksisengesicht, neben mir steht ein baumlanges Kaukasier, an der Kasse schreit und weint ein Weib, eine Arbeiterin, man hat ihr bei dem Andrang zur Kasse das ganze Geld gestohlen. All das spielt sich im Gedränge fast vor allen Magazinen ab. Langsam nur rückt die Kette der Menschen, die das ganze Magazinlokal füllen, vor. Bald bin ich an der Reihe. Da versucht plötzlich ein junger Mensch die Reihe zu durchbrechen. Er wendet sich laut bittend an die Verkäuferin: „Ich muß zur Schicht! Gebt mir mein Brot!“ (Es wird in drei Schichten gearbeitet.) Ein harter Wortwechsel entspinnt sich zwischen ihm und den Wartenden. Der große Kaukasier brüllt den Vordrängenden an: „Mensch schäm dich, so unkulturell zu sein, 18 Jahre besteht die Sowjetunion und du hast noch immer nicht gelernt Otschered zu stehen, tschori tebja! (Der Teufel hol dich!)“

Wenn nicht eine solche *Tragik* in diesen Worten läge, wäre man versucht, dies als guten Witz aufzufassen. Der Kaukasier weiß beileibe nicht, welche Wirkung sein Appell auf „18 Jahre Sowjetunion und nicht gelernt Otschered stehen“ haben müßte, wenn — ja wenn er es nicht zu Menschen sagen würde, die unter einer Diktatur leben. Diese Menschen, innerlich über das Ansehen um das bißchen Brot gerührt, erregt auf jeden einschimpfend, der „aus der Reihe“ möchte, ducken sich, mit einmal, werden still und „kulturell“, so *sehr* sind sie auf solche Schlagworte gedrillt.

Endlich bin ich abgefertigt. Erinnerung: Zwirn brauche ich. Will im Nebenmagazin danach fragen. Wieder werde ich umdrängt, Männlein und Weiblein halten gleichfalls nach notwendigen Dingen Umschau. Plötzlich merke ich, daß ich meine Handtasche nicht habe. Nur das Geldtäschchen halte ich in der Hand. Gerade drängelte doch ein Weib so stark gegen mich, sieh da, jetzt ist es weg und — eilt dem Ausgang zu. Ich gleich nach und hole das Weib vor dem Magazin ein. „Gib die Tasche, die du mir drinnen genommen hast!“ sage ich und schau auch gleich ihre Einkaufstasche nach. Wichtig! Da liegt sie, meine Handtasche, ich kenne sie doch genau und greife rauch nach ihr. Die Diebin bittet mich, sie ja nicht der Müllig zu

übergeben. Ich lasse die Verängstigte laufen — froh, meine Handtasche mit dem darin befindlichen Wohnungsschlüssel wieder zu haben. Den Weg nach Hause lege ich mit der Straßenbahn zurück. Rasch die Treppen hinauf, unterwegs schon entnehme ich der Handtasche den Wohnungsschlüssel, ich muß mich eilen, es ist schon so spät und ich habe noch das Mittagmahl für Mann und Kind vorzubereiten. Jetzt will ich aufschließen! Es geht nicht. Der Schlüssel paßt nicht. Verdruht schau ich die Handtasche genauer durch. Du lieber Himmel! es ist doch gar nicht meine Handtasche. Ich muß nun doch warten bis mein Mann kommt und mit seinem Schlüssel aufsperrt. Endlich vergeht auch diese Wartezeit, er kommt, schließt auf und was seh' ich? . . . Auf der Kommode, so wie ich sie hinlegte, liegt

meine Handtasche. Ich hatte sie überhaupt nicht mitgenommen und weil mir das noch nie passierte, war ich fest überzeugt, ich hätte die Handtasche doch gehabt und man habe sie mir gestohlen. Wer aber könnte mir einen Vorwurf machen? Sieht die Handtasche, die ich der Diebin abgenommen habe, nicht haargenau so aus wie meine? Nur der Schlüssel zur Wohnung war nicht der gleiche. In Moskau aber gleicht eine Handtasche der anderen; die Eigentümerin, sie war wirklich auch in dem Magazin, in dem ich den Zwirn gekauft habe, hat — als ich ihr erzählte, wieso ich ihre Handtasche erobert habe — herzlich gelacht. Sie meinte: „Das dürfen wir aber nicht weiter erzählen, Sie sind ja zufälligerweise auf einen sehr einträglichen Trick gekommen.“

Geschenke aus Nichts

Ratschläge, die kein Geld und wenig Zeit kosten

Wir haben uns mit der Zeit daran gewöhnt, unsere Bedürfnisse einzuschränken und möglichst wenig Geld auszugeben. Aber zu einer Zeit im Jahr fällt uns die Anpassung an die Krise doch ganz besonders schwer, dann nämlich, wenn wir nicht für uns, sondern für unsere Lieben verschwenden möchten: in der Weihnachtszeit. Aber erfindungsreiche Menschen lassen sich trotzdem die Freude des Schenkens nicht nehmen und erregen das große Portemonnaie durch eine Fülle guter Ideen und ein bißchen Geschicklichkeit.

Es ist wirklich gar nicht so schwer, auch ohne große Ausgaben allerlei Dinge zu finden, die anderen Freude machen. Man muß sich nur rechtzeitig vorbereiten und möglichst vieles sammeln, das sich später verwenden läßt. Umsichtige Frauen legen sich im Laufe des Jahres einen Kasten oder eine Schublade an, in der Stoff- und Lederreste, Strickwolle und Seide verschwinden, um dann am Christfest in neuer Gestalt ihre Auferstehung zu feiern. Wir wollen hier ein paar Anregungen zur Verwertung solchem anscheinend wertlosen Materials geben und haben dabei noch besonders berücksichtigt, daß nur Vorschläge gemacht werden, deren Ausführung ein Minimum an Geschicklichkeit und vor allem sehr wenig Zeit erfordert. Denn auch mit diesem kostbaren Gut haben wir in unserer betriebsamen Epoche sparsam umgehen gelernt.

Am schwierigsten zu beschenken sind immer die Herren. Aber sie haben bekanntlich niemals genug Krawatten. Die modernen Flanellkrawatten kann man aus einem einfarbigen Stoffrest leicht selbst anfertigen, wenn man den Schnitt von einer alten, aufgetrennten Krawatte nimmt und beim Nähen nicht vergißt, eine feste Leinenunterlage einzuschließen.

Für Herren, die Sportheimden tragen, kann man auch ein Sortiment von Manschettenknöpfen in verschiedenen Farben arbeiten. Man umhüllt kleine Kugeln oder fest gewickelte Wollbällchen mit Seide oder feiner Wolle und verbindet je zwei durch einige Luftmaschen.

Ein Herr, der Pfeife raucht, freut sich vielleicht mit einem Tabakbeutelchen, das man aus Seide oder Kunstseide mit dünnen Nadeln füllt. Als Futter setzt man ein Stück Delside (vom alten Regenmantel) oder eine halbe Fußballblase ein.

Haben Sie schon einmal daran gedacht, daß aus Wildlederresten (zerziffenen Handschuhen, Handtaschen und ähnlichem) hübsche Rissen für Büro oder Auto zusammengesetzt werden können? Und ein farbiger oder weißer Seidenseil, quadratisch oder fadengerade ge-

schnitten, bekommt einen Hohlraum und wird ein Täschlein für die Brusttasche.

Für Damen kommen allerlei modische Kleinigkeiten in Frage. So freut sich manche mit einem Fuderbeutelchen aus buntem Vrotat zum Abendkleid, mit einem Futter aus weichem Glacleder. Ein buntgeblümter Seidenrest, rund zugeschnitten, eventuell gefaltet, ergibt ein hübsches Plastron, das man an Stelle eines Schals unter dem Mantel trägt. Und Anstedblumen lassen sich auf die verschiedenste Weise anfertigen. Man kann sie aus einem Votkreist häkeln, aus einem Stückchen kurzhaarigen weißen Felzes nähen oder zum Nachmittagskleid aus Organdy schneiden.

Hübsch und brauchbar sind auch die neuartigen Gürtel aus Samtband oder Filzstreifen. Man setzt zwei verschiedene breite Streifen von harmonisierender Farbe aufeinander. Den Verschluss bildet eine flache Schleife oder zwei Ringe, durch die die Enden gezogen werden.

Wenn die Dame, die man beschenken möchte, an kalten Füßen leidet, wird man ihr eine große Freude mit einem Paar gestrickten Bett-schuhen machen. Man strickt immer rechts ein gerades Stück von etwa 12 Zentimeter Breite und etwa 40 Zentimeter Länge und nimmt dann in jeder Reihe zwei Stiche ab, so daß eine Spitze entsteht, die man in ihrer ganzen Länge zusammenheftet. Dieser Dame wird auch ein weicher Wollbeutel gefallen, der um die Gummivärmeflasche gelegt wird. Das ist sauberer und hält die Wärme länger.

Praktische Kleinigkeiten für das Schlafzimmer sind ebenfalls leicht herzustellen. Die nie aufzufindenden Sicherheitsnadeln bekommen ihren festen Platz, wenn man an einige farbige Seidenbänder bunt behäkelte Ringe näht und sie oben mit einem solchen Ring oder mit einer Schleife zusammenfaßt. In die Ringe hängt man dann gleich die Sicherheitsnadeln nach der Größe geordnet ein.

Gute Kleider hängt man nicht gern über hölzernen Bügel. Es ist aber ganz einfach, einige solcher Bügel mit gerüschtem, geblütem Stoff zu überziehen oder mit bunter Wolle zu umhüllen. Aus einem solchen überzogenen Kleiderbügel läßt sich auch ein praktischer Strumpftrockner herstellen. Man bringt unten eine Anzahl Schlingen aus seidener Schnur an und befestigt in jeder Schlinge eine kleine Wäscheklammer.

Viel Freude bereitet auch ein Wäschepad aus zwei rechteckigen Stoffteilen, deren eines man in der Mitte schließt und mit Reißverschluss versieht.

Nun noch schnell ein paar winzige Crèpe-

de-Chine-Quadrate mit Spitze umrandet oder mit feinen Bäckchen umhäkelt. Das gibt niedliche Taschentücher.

Mit solchen kleinen Gaben beladen, kann man getrost unter den Weihnachtsbaum treten und auch in einer wirtschaftlich schlechten Zeit lauter kleine Freuden bereiten. Florence

Da lacht selbst Frau Justitia

Klagegrund: Geglückte Operation

Daß eine mißlungene Operation ein gerichtliches Nachspiel zur Folge hat, kommt vor und ist meist nicht weiter verwunderlich. Sollte man es hingegen für möglich halten, daß auch ein geglückter, ja sogar ein in seinen Auswirkungen die kühnsten Erwartungen übertreffender ärztlicher Eingriff einen Prozeß nach sich ziehen kann? Nun, auch das kann vorkommen, ob man es für möglich halten mag oder nicht: In einer isländischen Stadt nahm ein Arzt an einem etwa achtzigjährigen Insassen des dortigen Armenhauses eine Verjüngungsoperation vor, mit dem Ergebnis, daß der „regenerierte Greis“, seiner eigenen Aussage nach, sich wie neugeboren fühlte und so jugendfrisch und kräftig wie nie zuvor. Der Arzt hatte also allen Grund, zufrieden zu sein, doch da meldete sich jemand, bei dem das Gegenteil zutrifft: die Stadtgemeinde. Sie erklärte, daß die Verjüngung und auch anscheinend geglückte Lebensverlängerung des von ihr Versorgten für sie mit erheblichen Mehrkosten verbunden wäre, und strengte gegen den ärztlichen Verjüngungskünstler eine Klage an: auf Zahlung eines jährlichen Zuschusses von dreihundert Kronen . . .

Kündigungsgrund: zu gute Wiße

Ein Fall, in dem gleichfalls eine gute Leistung zu Auseinandersetzungen im Gerichtssaal führte, ereignete vor einiger Zeit in Amerika Aufsehen: Green Bibbie, der weithin berühmte und beliebte Komiker, war vom Direktor des Varietés, in dem er allabendlich auftrat, entlassen worden, weil er — zu gute Wiße erzählt hatte. Die Folgen wären, wie der Direktor meinte, geradezu katastrophal gewesen: das Publikum wälzte sich buchstäblich vor Lachen, wodurch bei jeder Vorstellung sehr viel Geschirr, aber auch Stühle und Tische in Trümmer gingen. Bibbies Einspruch gegen die Kündigung wurde denn auch abgewiesen, doch sollte es zuguterletzt nicht sein Schaden gewesen sein: die Berichte über den höchst merkwürdigen Prozeß liefen durch die gesamte amerikanische Presse und brachten ihm einen Berg von Engagementsangeboten ins Haus . . .

Unerwünschtes Wachstum

Ein Amsterdamer Gerichtshof hatte sich hinwiederum mit folgendem überaus eigenartigen Streitfall zu befassen. Ein Zwerg, der bis vor etwa einem Jahr zu den Attraktionen einer Wandertruppe gezählt hatte, erkrankte an einer bösen Grippe und begab sich in die Behandlung eines Arztes. Dieser verordnete ihm verschiedene Medikamente, die ihre Heilwirkung nicht verfehlten, und früher als zu erwarten gestanden, war der Zwerg von der tödlichen Krankheit wieder befreit. So weit wäre nun alles in schönster Ordnung gewesen — doch da nahte das Unheil: kurz nach erfolgter Genesung begann das Zwerglein zu wachsen, und wuchs und wuchs, bis es die Größe eines normalen Menschen erreicht hatte und — vom Zirkus-

direktor, der für „ausgewachsene Zwerg“ keinerlei Verwendung hatte, vor die Tür gejagt wurde. Vorauf nun der seines Zwergtums verbaute zum Stadt ging, um den Hexenmeister Medikus zu verklagen, der ihn mit seinen geheimnisvollen Mixturen zwar gesund, doch andererseits auch brotlos gemacht hatte . . .

„Gesicherte Existenz“

Daß es manchmal anders kommt, als man glaubt, beweist schließlich der Urteilspruch, den ein belgischer Richter unlangst fällte, und der durch seine ungewöhnliche Begründung in der Geschichte der Rechtspflege wohl einzig dastehen dürfte: In Ostende wurde ein einbeiniger Bettler von der Straßenbahn überfahren, und dieser Unfall kostete ihn sein zweites Bein. Da nun

kein Selbstverschulden vorlag, klagte er die Straßenbahngesellschaft auf Zahlung einer monatlichen Rente, doch das Gericht wies die Klage ab, und zwar mit folgender klassisch zu nennenden Begründung: „Da sich der Kläger vor dem Unfall als einbeiniger Bettler seinen Lebensunterhalt verdiente, ist das Gericht der Ansicht, daß der Verlust des zweiten Beines die Einkünfte aus seiner Erwerbstätigkeit nicht nur nicht verringern, sondern bedeutend erhöhen und damit seine Existenz sichern werde.“ — Wie wäre es, wenn die Straßenbahngesellschaft ihrerseits nun einen Provisionsanspruch geltend machen würde: für Vermittlung einer „gesicherten Existenz“?

Ernst Mach e l.

Der Hilferuf

Da hatte nun vor Jahr und Tag Klaus Böhler — in einem Augenblick der Nüchternheit nach glücklich überstandener Scheidung — seiner Ex-Gattin versichert: „Und natürlich bleibe ich immer dein bester Freund. Wenn du mich einmal brauchst — rufe mich, ich komme.“

Wer hätte gedacht, daß Steffi das so wörtlich nehmen würde! Wohnungslos war Klaus Böhler heute beim Frühstück gefessen, da plätkte ein Telegramm aus Salzburg herein:

„Erblicke dringendst sofortiges Kommen. Peter.“

„Peter“ unterschrieb sie noch dazu! Als wenn nichts gewesen wäre. Als wenn sie ohne weiteres Anspruch auf den alten Kosennamen hätte!

Aber so war Steffi.

Ich denke gar nicht daran, ihretwegen nach Salzburg zu fahren, entschied Klaus sofort. Uebrigens könnte ich auch gar nicht abkommen, solange mein Kompagnon nicht zurück ist.

Doch sein Gewissen mahnte. Steffi steht manchmal dem Leben so hilflos gegenüber. Sie braucht Freunde. Und nun hat sie sich an mich gewendet, an den „besten Freund“ . . .

Am Spätnachmittag desselben Tages sah Klaus Böhler im Zug nach Salzburg.

Auf dem Bahnhof in Salzburg stand Klaus einen Augenblick still und überlegte: Steffi schlief wohl schon — wenn sie überhaupt schlafen konnte?! Nein, fühlte er plötzlich ganz deutlich, sie liegt da und zählt bang die Stunden und Minuten bis zu meinem Kommen!

Eine Telephonzelle. Klausens Stimme klang erregt, als er seine frühere Frau erreichte; Steffi merkte es sofort und riß sich zusammen (er hatte sie aus dem besten Schlummer geweckt): „Nein, nein, du hast mich nicht geweckt. Ich war nur im Augenblick so überrascht.“

„Hast du denn daran gezweifelt, daß ich kommen würde?“

Darauf folgte von Steffis Seite eine lange Pause. Dann sagte sie und ihre Stimme klang sehr sanft: „Wann kann ich dich sehen?“

„Sofort, wenn du willst“, meinte Klaus. „Dazu bin ich ja gekommen.“

Klaus hatte eigentlich erwartet, eine in Tränen aufgelöste Frau zu finden. Aber das Lächeln, mit dem sie ihn jetzt begrüßte, war vielleicht noch rührender; deutlich sagte es: „Jetzt fühle ich mich geborgen.“ — Eine tiefe Bärtlichkeit wallte in dem Manne auf: er nahm Steffi in seine Arme. Ohne zu zögern erwiderte sie seinen Kuß.

„Und nun erzähle!“ bat Klaus. „Was gibt's?“

„Eigentlich nichts Besonderes, Klaus“, sagte Steffi und erzählte dies und das. Vergeblich wartete Klaus auf Geständnisse.

„Aber Steffi“, meinte er endlich, „deshalb hast du mich telegraphisch herberufen?“

„Ich habe telegraphiert? Aber Klaus du träumst!“

„Steffi!“

„Klaus, ich versichere dir . . .“

„Du, zum Narren halten lasse ich mich nicht!“ Bornig schwang Klaus das Telegramm.

Steffi sah auf das Blatt und errödete. „Das ist nicht von mir.“

„Warum bist du dann jetzt so rot geworden?!“

„Weil du offenbar den gleichen Kosennamen auch einer andern Frau gibst!“

Etwas versöhnlicher meinte Klaus „Schau, Steffi, ich sag' ja nichts dagegen, daß du mich wiedersehen wolltest; aber wie du das eingeständelt hast — war das nicht ein bißchen ungeschickt?“

Da trat Steffi auf ihn zu und hatte plötzlich ganz große strahlende Augen: „Ungeheuer! Dumm war ich, furchtbar dumm — daß ich nie auf die Idee gekommen bin, dir so ein Telegramm zu schicken!“

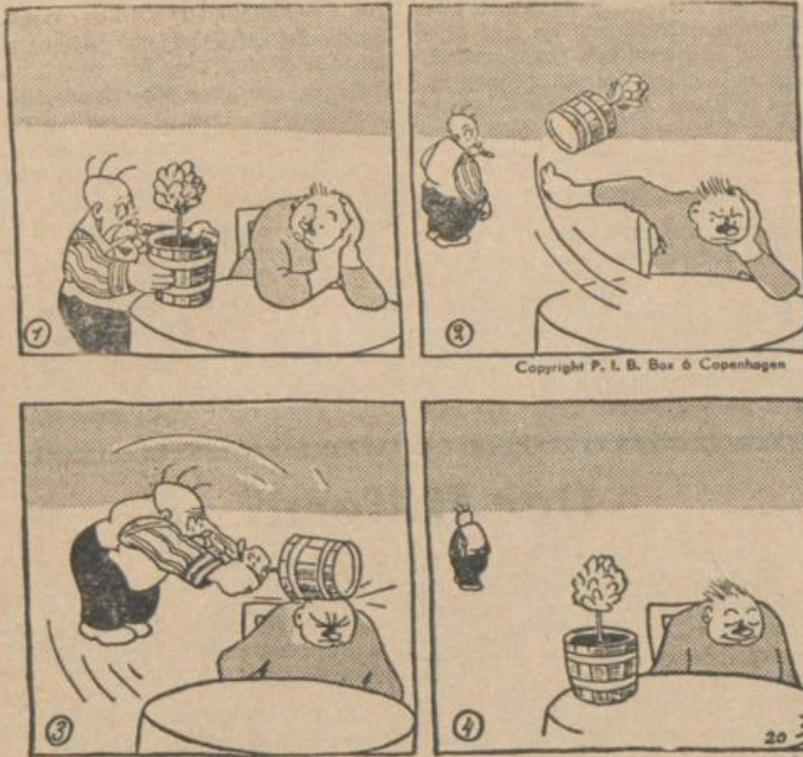
— Drei schöne, glückliche Tage lang zerbrach sich Klaus den Kopf darüber, wer nun aber doch das rätselhafte Telegramm abgeschickt haben konnte. Am dritten Tag kam ein telephonischer Anruf von Klaus' Kompagnon, Karl Peter: „Aber lieber Klaus, daß ich dich endlich erreiche! Um ein Haar wäre uns ein Riesengeschäft entgangen! Ich warte und warte, und wie noch immer keine Antwort auf mein Telegramm kommt, rufe ich einfach in Wien an. „Herr Böhler ist doch schon gestern nach Salzburg abgereist!“ sagen die . . .“

„Und wie hast du mich dann doch aufgeföhbert?“

„Instinkt, lieber Freund! Du hast in letzter Zeit ein bißchen oft von deiner Frau gesprochen . . .“

— Es ließ sich nicht vermeiden, Steffi die Wahrheit zu gestehen. „Mensch!“ sagte sie und schüttelte heftig den Kopf. „Bist du denn noch immer so zerstreut!“

Es war der erste Vorwurf in diesem zweiten Abschnitt ihrer Ehe.



Adamson bekommt seinen Willen

Kinder in Hollywood

Eine Invasion, von der die Welt kaum etwas ahnt, beunruhigt Amerika. Das ist der Kinderkreuzzug nach Hollywood. Mit ihren Müttern und Vätern, mit begeisterten Tanten und hoffnungsvollen Nännern belagern und bestürmen diese schönsten und begabtesten Kinder der ganzen Welt (jedenfalls in den Augen ihrer Eltern) die Direktionszimmer, die Regisseure, die Stars. Sie fordern Engagements, sie wollen alle Millionen verdienen.

Die filmgewaltigen müssen eine ganze Armee von Angestellten unterhalten, deren einzige Aufgabe die Abweisung und Abwehrrung der jugendlichen Kinobegeisterten und ihres zahlreichen Anhanges ist.

Sie kommen aus allen Teilen der Welt. Aus den verschiedensten europäischen Staaten, aus Australien. Es gibt kaum eine Stadt in den Vereinigten Staaten, in der nicht ein Elternpaar den festen Glauben hätte, sein Kind sei eine zweite Shirley Temple oder ein: bessere Ausgabe von Jackie Coogan.

Wenigstens es nur beim Elternstolz, wäre es nicht schlimm, aber die Leberzeugten geben ihre Existenz auf, verkaufen ihr Hab und Gut, damit sie ihren Sprössling nicht der Welt vor-enthalten.

Ihre Enttäuschung ist grenzenlos, wenn sie merken, daß die kalte Hollywooder Filmwelt sich nicht im geringsten um das Genie ihres Kindes kümmert. Unerschämte Portiers und unbeteiligt dreinblickende Sekretärinnen verhindern sie sogar, in die Nähe der bescheidensten Büroeffel zu gelangen.

Zahllos sind die Kinder- und Elterntragödien, die sich täglich in Hollywood abspielen.

Nach genauen statistischen Angaben pilgern alle 15 Minuten 100 Kinder nach Hollywood. In einem Jahr wächst dieser Zustrom auf eine Millionenarmee an. Ständig halten sich in Hollywood etwa 100.000 Engagements-

hungrige und oft auch sonst hungrige Kinder mit ihren Begleitern auf.

Von hundert Kindern gelingt es durchschnittlich nur zweien, eine Unterredung mit Filmsachverständigen zu erhalten, und nur von einem wird eine Probeaufnahme gemacht.

Am schlimmsten sind jene dran, die den Bescheid erhalten, daß die Aufnahmen gesungen sind, und daß sie auf die Liste der Extras kommen. Diese hoffen und warten. Von 15.000 Kindern, die nach Hollywood kommen, verdient nur eines überhaupt, aber nur jedes hunderttausendste Kind könnte von seinem Verdienst kümmerlich leben. Es gibt viele, die überhaupt nur einmal im Jahre verdienen.

Wie sind die Tarife der Kinder-Filmschauspieler?

Die höchsten Auftrittsgelder erhalten Kinder, die nicht von sehr weit kommen dürfen, weil sie dann zu leicht die Altersgrenze überschreiten könnten. Bei ihnen wird allerdings an die schauspielerische Begabung kein allzu strenges Maß angelegt.

Diese Kategorie der Bestbezahlten sind die bis zu einem Monat alten Kinder. Sie bekommen 75 Dollar pro Aufnahmetag.

Höheres Alter wird schon weniger hoch geschätzt. Die Filmkompanie zwischen 1 bis 3 Monaten erhält täglich 50 Dollar, zwischen 3 bis 6 Monaten nur noch die Hälfte, 25 Dollar.

Für die älteren Monats- und Jahrgänge gelten die allgemein üblichen Sätze.

Nach einem kalifornischen Gesetz ist der Mindestlohn für Kinderkompanen 5 Dollar für den Aufnahmetag.

Gut verdienen nur die ganz großen Namen. Bekannte Filmkinder bekommen 150 Dollar pro Aufnahmetag, aber ihr Einkommen bleibt doch gering, da sie nur an wenigen Tagen des Jahres beschäftigt sind.

Man spricht viel vom Glanz der Filmkinder, ihr Elend, ihre Tragödien spielen sich im Dunkeln ab.

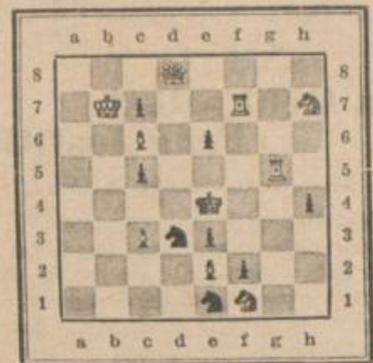
Maria Leitner.

Schach ins Volk

Schachaufgabe Nr. 370.

Von Th. Henriksen.

Schwarz: Ke4, Sd3, e1, Bc5, c7, e3, e6, f2, h4. (9)



Weiß: Kb7, Dd8, Tf7, g5, Sf1, h7, Bc3, c6, e2. (9)

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 367: Ld5-e6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Nitsch Rosa, Trupschitz; Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnadorf bei Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Dinnebler Emil, Tetschen; Schöpka Josef, Komotau; Lohmüller Johann, Habl Erwin, Chimlak Theo, Holfeld Otto, Freundl Anton, sämtlich Nesteratz; Amler Rudolf, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Berger Josef, Klein-Augezd; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Sektion Teplice veranstaltete am 7. Dezember im Hotel „Laurer“ ein Freundschaftsspiel gegen die junge D.T.J.-Schachgruppe von Settenz. Teplice gewann überlegen mit 7:1 Punkten. Den einzigen Gewinnpunkt für die Unterlegenen erzielte Gen. Eckl.

Partie Nr. 145.

(Gespielt in Nizza.)

Weiß: Morra. Schwarz: X.

1. e3-e4 e7-e5
2. d2-d4 e5xd4
3. Lf1-c4 Sg8-f6
4. Sg1-f3 Sf6xe4
5. Dd1xd4 Se4-f6
6. Lc1-g5 Sb8-c6
7. Dd4-b4 Lb8-e7
8. Sbl-c3 d7-d5
9. 0-0-0 0-0
10. Th1-e1 Lc8-e6
11. Lc4-d3 Droht Lxf6 und Dh7+!
11. h7-h6
12. Lg5xb6! g7xb6
13. Dh4xb6 Tf8-e8
14. Te1xe6! f7xe6
15. Sd3-g5 Ld7-f8
16. Ld3-h7+ und Matt im nächsten Zug.

Partie Nr. 146.

Gespielt in Lhasa 1937. Französische Partie.

Weiß: Hicks. Schwarz: Zédhe.

1. e2-e4 e7-e6
2. d2-d4 d7-d5
3. e4-e5 c7-c5
4. c3-c3 Sb8-c6
5. Sg1-f3 Sg8-e7?

Dieser Zug ist schwach, man spielt gewöhnlich Db6!

6. Lf1-b5 Ein ungewöhnlicher Zug, hinter dem jedoch, wie man sehen wird, eine glänzende Idee steckt.

6. a7-a6
7. Dd1-a4 Lc8-d7
8. Sbl-a3?! Wenn Schwarz jetzt Tc8 antwortet, würde Weiß in Schwierigkeiten geraten. Aber Schwarz geht in die Falle.

8. a6xb5
9. Sa3xb5! und Schwarz bemerkt das drohende Matt.

das drohende Matt.
9. Se7-g6
10. Da4xa8! Dd8xa8
11. Sb5-c7+ und Schwarz gibt auf.